

Sommernacht

Autor(en): **Chappuis, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 28

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643849>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 28
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
14. Juli
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Sommernacht.

Von Edgar Chappuis.

Die Erde ruht. Der Sonne letzter Schein
Lodert noch rot und löscht dann langsam aus.
Am Bergeshang, da steht mein einsam Haus,
In dem ich mit der Sommernacht allein.

Rings ist es still. Im Walde rauscht der Wind.
Das Bächlein murmelt spielend seinen Sang.
Doch der Natur melod'ischer Feierklang
Verstummt und schlummert wie ein müdes Kind.

Und Schattenhände hüllen alles ein,
Was durch des Tages Lichtflut krank und matt. —
Am Baume regt sich noch ein träumend Blatt . . .
Dann bleib' ich mit der Sommernacht allein.

Sternlichter funkeln über meinem Haupt.
Ich fühl' mich mit dem ew'gen All verwandt.
Und was mir bisher zweifelnd unbekannt,
Nun weitgeöffnet meine Seele glaubt.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 28

Ein paar Monate später.

Johannes, du hast mir gesagt, daß es schöner und größer sei zu lieben, als geliebt zu werden. Aber ruft denn Liebe nicht nach Liebe? Geht denn neben der Liebe nicht die Angst, zu verlieren was man liebt? Diese Angst sieht mich oft mit großen, traurigen Augen an und nickt mir zu. Ich irre mich vielleicht, aber mich dünkt, daß José anders ist als er war. Und Johannes, mich dünkt, daß ich selbst anders bin als ich war. Ich glaube, daß Angst darum neben mir geht, weil ich mich davor fürchte, nicht mehr zu lieben. Mehr noch, als nicht mehr geliebt zu werden. Ich liebe meine Liebe so sehr. Sie darf mir nicht sterben, denn was bliebe mir dann? Das Grauen vor Bellerive, vor Tante Adelines herrischen Augen, vor meiner Mutter Wichtigtuerei. Ich werde schlecht, du siehst es. Wenn du nicht wärst, Johannes, ich glaube, ich käme nie mehr zurück. Die Spinne dort! Immer spinnt sie, immer den gleichen grauen Faden. Alles abgezirkelt, gleichmäßig, heute wie morgen. Und immer zwischen diesen dünnen, entsetzlich starken Fäden leben, das halte ich nicht aus.

Rahel.

Zwei Monate später.

Ich weiß nicht, Johannes, ob das überhaupt noch Liebe ist, was mich zu José zieht. Ich kritisiere ihn. Ich sehe Fehler an ihm. Ich lächle, wenn er erzählt und übertreibt. Und er ärgert sich an mir und ist einmal voll Liebe und einmal fast kühl und beinahe abweisend. Was ist das? Ich

verstehe das nicht. Sogar gleichgültig kann mir zumute sein, wenn ich an ihn denke. Aber nur, wenn ich nicht bei ihm bin.

Johannes, ist es selbstverständlich, daß einen ein Mann heiratet, der einen liebt? Ich glaube es. Aber ich habe so vieles geglaubt und habe mich geirrt. Gut ist es, daß ich unter Menschen kam; gut, daß ich Männer kennen lernte; gut, daß ich sehen gelernt habe. Mir scheint, alles war falsch, was ich vom Leben erwartete. Nur die Höhen habe ich gekannt und an sie geglaubt, die Tiefen übersah ich. Konnte sie vielleicht nicht sehen. Ich war ja so blind und bin es noch. José hat oft über mich gelacht: Ich gehöre in einen Glasstrank, hat er gesagt. Oder ich sei schon drin. Zwischen mir und der Liebe sei eine Glascheibe. Kann man denn mehr lieben als ich geliebt habe? Tante Adeline hat mir oft gesagt, daß Mädchen, die auf sich hielten, sich niemals in Liebesabenteuer einließen. Und das habe ich getan. Darum bedrückt mich das Gewissen so oft. Das heißt, jetzt nicht mehr so oft und nicht so schwer.

Ah, du Guter. Wie muß das alles dich langweilen. Aber ich habe ja niemand sonst. Doch, Tante Ulrike. Ich will doch einmal zu ihr gehen. Vielleicht hilft sie mir herausfinden, was ich gerne wissen möchte.

Rahel.

Der Abend rüstete sich. Die Sonne stand tief. Frau Attinger hielt die Hände im Schoß gefaltet und betrachtete ihren Sohn mit der Wehmut einer Mutter, die weiß, daß